



Impressum © 2026 Bernadette Klein

Alle Rechte vorbehalten.

Website: <https://www.bernadette-klein.de>

Lektorat: K. L. Conrad

Korrektorat: Alexander Klein

Coverdesign & Buchsatz: Alexander Klein

Covermotiv: Tanja Krieger

Verlagslabel: Triangular Square Publishing,
triangularsquare.de

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist
urheberrechtlich geschützt.

Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede
Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im
Auftrag der Autorin, zu erreichen unter:
Bernadette Klein, Böhmerwaldstr. 16, 94431
Pilsting, Germany.

»Eine große Künstlerin muss bereit sein zu
scheitern.«

– Marina Abramović

**Eine Schwalbe
macht
noch keinen
Picasso**

Roman

Bernadette Klein

Erstes Kapitel – Das Ende

Kennst du diese Morgen, die bis sechzehn Uhr dauern, obwohl der Kaffee seit neun Uhr kalt ist, und du bekommst einfach nichts gebacken?

Maria streckte den Rücken durch und lehnte sich in ihrem Bürosessel zurück. Sie rieb sich über das Gesicht. Konnte das wirklich wahr sein?

Wie betäubt erhob sie sich und schlurfte in die kleine Küche zwischen ihrem Büro und Erics.

Eric. Acht Jahre waren sie verheiratet gewesen. Acht Jahre, in denen Maria und er diese hübsche Galerie im Münchner Glockenbachviertel gemeinsam aufgebaut hatten.

Maria presste die Lippen zusammen. »Von wegen gemeinsam. Das war alles mein Verdienst! Ich habe das Potenzial dieser Räumlichkeiten erkannt, als sie noch eine heruntergewirtschaftete Wohngemeinschaft waren. Ich hatte die architektonische Vision, die künstlerische und die

unternehmerische. Ohne mich würde nichts von all dem hier existieren.« Mit einer schroffen Geste rammte sie eine der kleinen Tassen in die Kaffeemaschine und drückte auf den Espressoknopf. Mit wem stritt sie hier überhaupt? Mit sich selbst, weil Eric nicht einmal den Anstand hatte, ihr persönlich zu sagen, was er getan hatte?

Während die Maschine rödelte, wanderte Marias Blick zu Erics Büro, das sich auf der anderen Seite der Küche anschloss. Die Tür stand offen, der Raum lag verlassen. Maria hatte davon abgesehen, seinen ergonomischen Bürostuhl auf dem Echtholzschreibtisch zu zertrümmern, einzig und allein, weil ein guter Schreiner in München schwer zu kriegen war und sie fest davon überzeugt war, dass sie die Galerie nicht würde verkaufen müssen, wie es ihr nichtsnutziger Ehemann verlangte.

»Noch-Ehemann«, presste Maria zwischen den Zähnen hervor, als hätte sie bereits mit ihm abgeschlossen. Dabei wusste jeder, der sie ein bisschen kannte, dass er sie mit seinem Coup vollkommen überfahren hatte.

Eine Migräne kündigte sich mit einem Druckgefühl hinter den Augen an. Sie kehrte an ihren Schreibtisch zurück und fuhr damit fort, die Scheidungspapiere anzustarren, die dort lagen, seit der Postbote sie ihr heute Morgen übergeben hatte, zusammen mit der neuesten Ausgabe von *Kunst heute* und einem Päckchen individualisierter Einladungskarten. Die sie jetzt wegschmeißen konnte, denn die Vernissage war abgesagt. Statt der provokanten, feministischen Collagen von Aurélie Beaumont, die perfekt ins aktuelle Kunstklima gepasst hätten, hatte Maria eine E-Mail aus Südfrankreich bekommen, dass Aurélie in Eric ihren Seelengefährten aus einem früheren Leben erkannt habe und mit ihm durchgebrannt sei. Maria hatte es für einen schlechten Scherz gehalten, der durchaus zu Erics krudem Humor passte. Doch dann wurde die Lieferung der Bilder vom Spediteur storniert und Eric ließ sich nicht mehr in ihrer gemeinsamen Wohnung blicken.

Drei Tage später – drei! – trafen die Scheidungspapiere ein, und hier saß Maria nun in ihrem teuren Kostüm an ihrem repräsentativen Schreibtisch mit der hervorragend gepflegten

Kamelie darauf und fragte sich, wann zur Hölle sie die Kontrolle verloren hatte. Wie es dazu kommen konnte.

Eric war ein Hallodri, das hatte sie schon immer gewusst. Er liebte Maßanzüge, teuren Whiskey und seinen Maserati, aber er war eben auch verdammt gutaussehend, charmant und talentiert darin, Gemälde mit obszön hohen Margen an Menschen zu verkaufen, die von allem zu viel hatten. Acht Jahre lang hatte es zwischen Maria und Eric den stillen Vertrag gegeben, dass er so viel von ihrem Geld verprassen konnte, wie sie ihm auf sein Konto überwies, und er dafür bei allen Empfängen, Vernissagen, Ausstellungen und Anlässen dafür sorgte, dass dieser Geldfluss stabil blieb. Was ihn geritten hatte — außer der hübschen Französin offensichtlich —, sich nach Südfrankreich abzusetzen und die Scheidung einzureichen, blieb Maria gänzlich unklar.

Der Druck hinter ihren Augen steigerte sich zu einem dumpf pochenden Schmerz. Sie massierte sich die Schläfen. Ihr Handy brummte sacht und spielte kurz darauf *You Belong to Me* von Bryan Adams. Ein Lächeln stahl sich in Marias Gesicht.

Ohne die Augen zu öffnen, nahm sie den Anruf per Sprachbefehl an. »Hör auf, dir Sorgen um mich zu machen, Liebes, mir geht's gut.«

Katharinas Lachen drang aus dem Lautsprecher. »Als ob! Du sitzt immer noch an deinem Schreibtisch und brütest über der lächerlichen Forderungsliste dieses überbezahlten Schnösels aus Stuttgart, den Eric sich von deinem Geld leistet. Hab ich nicht recht?«

Maria drehte den Sessel hin und her. »Just in diesem Moment starre ich das Innere meiner Augenlider an und frage mich, wo ich meine Migränetabletten liegen gelassen habe.«

»Ohje, du Arme. Ich bringe welche mit. Und Pizza, du brauchst Feststoffendorphine. Sucuk und Pepperoni — oder lieber Eric?«

Maria blickte auf. »Was?«

»Eine Margherita, auch bekannt als Pizza Eric. Weil sie nix drauf hat.«

Maria musste schmunzeln. »Nein, lieber was Scharfes. Das Letzte, was ich brauchen kann, ist auch noch von meinem Essen an ihn erinnert zu werden.«

»Alles klar.«

Die Glocke über dem Eingang zur Galerie ertönte.

Blinzelnd öffnete Maria die Augen. »Warte kurz, da ist jemand an der Tür.« Sie stand auf, durchquerte den lichtdurchfluteten Hauptraum der Galerie, dessen kahle Wände sie mehr schmerzten als der Druck in ihrem Kopf, und öffnete die Tür zum Vorraum. Draußen stand eine athletische Frau um die vierzig in einem luftigen Sommerkleid mit einem Kopf voller Locken, einer Familienpizza auf dem Arm und einem tadelnden Grinsen im Gesicht. Sie tippte an den Bluetooth-Ohrhörer in ihrem Ohr und beendete so das Gespräch. »Hast du das etwa nicht kommen sehen?« Katharina trat an Maria vorbei in die Galerie und ging flott voran in die Küche.

Noch immer überrumpelt folgte Maria ihr. »Standest du etwa schon die ganze Zeit da draußen?«

Katharina öffnete die Pizzaschachtel und holte zwei Teller aus dem kleinen Regal über der Kaffeemaschine. »Angerufen hab ich, als ich aus dem Auto gestiegen bin«, erwiderte sie.

Die Pizza verströmte einen verführerischen Duft und erinnerte Maria daran, dass sie heute bisher nur kalten — und auch etwas heißen — Kaffee gehabt hatte. Sie setzte sich auf den Barhocker an der Theke und ließ sich von Katharina einen Teller mit einem Pizzastück reichen.

Katharina nahm auf dem anderen Hocker Platz.
»Raus mit der Sprache: Hast du dir selbst eine Anwältin genommen?«

Maria konzentrierte sich auf die Pizza. »Ich schaffe das allein«, sagte sie. »Es ist nur eine Scheidung, kein Strafverfahren.«

»Maria, bitte. Diese Sache kann dich dein ganzes Vermögen kosten. Du brauchst einen fähigen Rechtsverdrehler, wenn du Eric und seinem Stuttgarter Schnösel die Stirn bieten willst.«
Katharina biss in ihre Pizza. Fett lief an ihrem Kinn herab, sie wischte es mit dem Finger auf und streifte ihn am Rand der Schachtel ab.

Maria sog eine Scheibe Sucuk zwischen die Zähne. »Na schön, wenn es unbedingt sein muss.«
Etwas an Katharinas Gesichtsausdruck ließ sie die

Stirn runzeln. »Schwebt dir etwa schon jemand vor?«

Katharina griff in die Tasche ihres Kleides und beförderte eine Visitenkarte zutage. »Alina Kluge. Der Name ist Programm. Bei der Scheidung meiner Chefin hat sie es geschafft, dass sie das Haus behalten konnte und er ihr sogar noch den Restwert seines Wagens auszahlen musste. Versprich mir, dass du sie heute noch anrufst.«

Maria besah sich die Visitenkarte auf der Theke. Schweigend aß sie noch ein Stück Pizza.

»Liebes, bitte!«

Mit spitzen Fingern hob Maria die Karte auf und schob sie in die Brusttasche ihres Kostüms. »Einverstanden.«

Zufrieden lächelnd, nahm Katharina sich noch ein Stück Pizza. Ihr Blick ging zu dem leeren Büro von Marias nutzlosem Noch-Ehemann. »Was wird jetzt mit der Vernissage? Hast du sie abgesagt?«

»Ich habe eine *aufregende Planänderung und eine spannende Überraschung* angekündigt, *weitere Details folgen.*« Marias Migräneaura wuchs sich endgültig zum unvermeidlichen Kopfschmerz aus.

Katharina sah sie mitfühlend an. »Gibt es denn Chancen, dass du jemanden so kurzfristig auftust? Der Termin war im Herbst, nicht wahr?«

»In sechs Wochen.« Maria schluckte hart. »Die Chancen stehen nicht besonders gut.« Sie legte ihr Pizzastück ab, denn der Hunger war ihr vergangen.

»Du könntest ein Charity-Event draus machen, Werke lokaler Kleinkünstler ausstellen, ein bisschen einen auf alternativ machen.« Katharina wischte sich die Hände mit einem Küchentuch ab.

Kopfschüttelnd stieg Maria vom Barhocker und stellte ihren Teller in die Spüle. »Unmöglich in diesem Zeitrahmen umzusetzen, solche Gruppen sind schwerer zu koordinieren als eine Klassenfahrt. Abgesehen davon würde ich da nichts verkaufen. Und wenn ich im dritten Quartal keinen Umsatz mache ...« Ihre Finger schlossen sich um den Rand der Theke. »... werde ich die Galerie verkaufen müssen, um diesem Blutsauger seinen Anteil auszuzahlen.«

Katharina ließ das Pizzastück sinken, das sie gerade zum Mund geführt hatte. »Nein«, hauchte sie. »Wirklich?«

Maria nickte schwach. »Wir haben keinen Ehevertrag. Ihm gehört die Hälfte von allem. Jedem Gemälde, jeder Staffelei, jedem verdammten Nagel in der Wand.« Sie stellte eine neue Tasse unter die Maschine und ließ sie mit heißem Wasser volllaufen. Keinen Kaffee mehr heute, es war Zeit für den Kamillentee.

Katharina kam zu ihr herüber und berührte ihre Hand. »Dann finden wir einen Künstler, der sie alle wegblasen wird. Einen neuen Stern am Münchner Kunsthimmel, ein Ausnahmetalent, das nur darauf gewartet hat, von dir entdeckt zu werden.«

Maria lachte, aber es klang dünn. »Selbst wenn so jemand plötzlich vom Himmel direkt in meine Galerie fallen sollte — Eric war der mit dem Verkaufstalent. Meine Qualitäten liegen eher im Managementbereich. Damit ich die Galerie behalten kann, müsste ich die ganze Ausstellung verkaufen.« Ihre Unterlippe bebte. »Und das ist ohne ihn praktisch unmöglich.«

Katharina nahm Maria bei den Schultern und drehte sie zu sich um. Sacht legte sie einen Finger unter ihr Kinn und brachte sie dazu, ihr in die

Augen zu sehen. »Maria, Liebes, wir schaffen das, okay? Wir geben jetzt nicht auf. Du rufst die Anwältin an, und ich mache mich auf die Suche nach einem Künstler für dich.« Fragend sah sie ihr in die Augen. »Okay? Wir schaffen das.«

Maria ließ sich in eine Umarmung ziehen. Sie sah über Katharinas Schulter aus dem Fenster auf das geschäftige Treiben im Glockenbachviertel, das im hellen Sonnenlicht eine Etage unter ihr lag. Die Galerie war ihr Leben. Ihr Vermächtnis. Sie durfte sie nicht verlieren. Aber wie sollte sie das schaffen?

Katharina löste sich wieder und lächelte ihr aufmunternd zu. »Und jetzt gehst du nach oben und legst dich hin. Du bist schon ganz käsig im Gesicht.«

Als Maria zwei Stunden später in ihrem Apartment eine Etage höher im abgedunkelten Wohnzimmer auf dem Sofa gesessen hatte, zwei Tabletten und ein Glas Wasser intus, hatte die Migräne schließlich ein Einsehen mit ihr. Sie schleppte sich an ihren PC im Arbeitszimmer und ging ihre Kontakte durch.

Eine Künstlerin musste her, notfalls auch ein Künstler. Jemand, der verfügbar, aber trotzdem

gut war. Jemand, der ihre Gäste beeindrucken würde. Wo fand man in München eine Künstlerin (oder einen Künstler), die gut genug war, in sechs Wochen eine Ausstellung auf die Beine zu stellen? Andere Galerien? Gab es jemanden, der ihr einen Gefallen schuldete? Nein, das erschien ihr unwahrscheinlich. Wenn überhaupt, schuldete die Person Eric einen Gefallen, ihrem sozialen Schmetterling, der all diese Kontakte für sie gemanagt hatte. Maria fuhr sich übers Gesicht.

Nicht runterziehen lassen. Nicht unterkriegen lassen.

Was für Möglichkeiten gab es noch? Kunsthochschulen? Auf jeden Fall einen Versuch wert. Sie suchte die E-Mail-Adresse ihrer ehemaligen Kommilitonin Andrea heraus, die jetzt Malerei an der Akademie der Bildenden Künste unterrichtete. Vielleicht gab es in einem ihrer Kurse ein Ausnahmetalent, das Maria den Hintern rettete.

Während sie noch darüber nachdachte, welche weiteren Möglichkeiten es gab, vibrierte ihr Handy. Sie zog es aus der Tasche, bereit, Katharina zu

sagen, dass sie die Anwältin praktisch schon angerufen hatte, doch es war nicht Katharina.

Es war Eric.

Hast du dir die Papiere angesehen?, schrieb er. Kein *Hey* oder *Hallo* oder *Wie geht's* oder wenigstens sein unsägliches *Babe*. Mistkerl.

Sie tippte: *Ja*.

— *Und?*

Mit zusammengepressten Lippen antwortete sie: *Ich brauche Zeit*.

— *Und ich brauche eine Antwort*.

Maria sah zur Decke. War er schon immer so unerträglich gewesen? Sie atmete tief durch und antwortete: *Du bekommst sie. Wenn ich bereit bin*.

Drei Punkte erschienen, verschwanden wieder. Dann: *Ich habe keine Geduld für Spielchen, Babe*.

Ah, da war ja wenigstens sein Markenzeichen. Wie schön. Ihre Finger flogen über die Tastatur: *Das hättest du dir früher überlegen müssen*.

Mit einer heftigen Bewegung sperrte sie das Handy und warf es auf den Schreibtisch.

Entschlossen den Schritten ging sie in die Küche, brühte sich einen Tee auf und ging weiter ihre Kontakte durch.

Sie würde ihre Galerie nicht an diesen Mistkerl
verlieren.

Niemals.

Zweites Kapitel –

Nachtflug

Es gab in München einen ganz bestimmten Moment kurz nach zwei Uhr morgens, in dem die Stadt eine andere zu sein schien. Die letzte S-Bahn war abgefahren, der Taxistand leer, die Laternen an der Sonnenstraße flackerten ein wenig, als wären sie in Wahrheit Kerzen. Genau diesen Moment liebte Joel.

Er stand in der Unterführung am Rosenheimer Platz und schraubte den Aufsatz auf eine neue Dose. Kobaltblau, Acrylbasis, von einem Fachhändler aus Berlin, dem er seit ungefähr drei Jahren folgte. Auf seinen Stiefeln klebte Farbe, genauso wie auf seiner Jeans. Nur die Lederjacke hatte er sauber in einer Tüte verstaut, die war zu wertvoll, um Farbflecken abzubekommen. Er rieb sich mit dem Handrücken über das Gesicht. Selbst das würde sicherlich eine Spur hinterlassen, aber das war nun einmal Berufsrisiko.

Vor ihm nahm die Schwalbe langsam Gestalt an.

Er war seit zehn am Abend hier draußen. Erst hatte er die Konturen erschaffen, die Federzeichnung und schließlich die ersten Schichten Schwarz und Indigo aufgetragen. Es war nicht irgendeine Schwalbe – es war ein Vogel, der Hoffnung verbreiten wollte, in einer Welt, in der es davon viel zu wenig gab. Ein matter, goldener Schein umgab sie. Joel hatte eine Weile gebraucht, bis die drei Dosen, die es im Farbengeschäft gab, genau diesen Ton ergeben hatten, den er sah, wenn er die Augen schloss. Die Schwalbe überspannte fast die ganze Wand, den Schnabel weit geöffnet, einen winzigen Tropfen Licht in der Pupille. Sie war im Begriff, abzuheben. Joel konnte es spüren.

Er glaubte nicht an Magie, nicht wirklich jedenfalls. Doch manche Bilder kamen plötzlich an einen Punkt, ab dem sie nicht mehr von ihm gemalt wurden, sondern sich der Pinsel von selbst bewegte, eine andere Macht – das Bild selbst vielleicht – seine Hand führte. Davor hatte er Respekt. Es passierte nicht oft. Aber heute war es einmal wieder soweit.

Hinter ihm rumpelte ein E-Roller durch die Unterführung. Joel zog die Schultern hoch, ohne sich umzusehen.

»Ja, leck mich doch, Joel, seit wann gehst du nicht ans Telefon!«

»Ich hab zu tun, Nick.«

»Du kannst es nicht lassen, oder? Wirst du diesmal wenigstens dafür bezahlt?« Nick lehnte sich gegen die Wand zwei Schritte neben Joel, weit genug weg von der frischen Farbe, um sich nicht den Hoodie zu versauen, nah genug dran, um zu nerven. Nick Wollfuß war ein Mensch, der schon in der achten Klasse ausgesehen hatte, als wäre er Zwischenmieter im eigenen Körper. Daran hatte sich auch zwölf Jahre später nichts geändert. Bartstoppeln, fettiges Haar, das Grinsen eines Burschen, der sich beim Lehrer immer durchgemogelt hatte. »Kannst du eigentlich auch was anderes malen als Tauben?«

»Das ist eine Schwalbe«, sagte Joel und drückte den Knopf der Dose. *Pscht*. Eine feine Linie Federmuster legte sich auf den Flügel.

»Schwalbe, ja, klar.« Nick holte ein Snickers aus der Hosentasche und biss ein Drittel auf

einmal ab. Mit vollem Mund sagte er: »Du, wegen heute Nacht.«

»Was wegen heute Nacht?«

»Das Päckchen für den Hesse drüben. Du hast gesagt ...«

»Hab ich nicht.« Joel griff nach einem Pinsel an seinem Gürtel, fuhr damit über die noch frische Farbe. »Ich hab gesagt, ich höre auf.«

»Komm, Mann.« Nick schob sich näher heran. »Mirko ist im Krankenhaus, du weißt das. Die ham ihm den Halbmondknochen rausoperiert oder so.«

»Mondbein.«

»Ja, eben. Und ich kann ja schlecht selber ...«

»Warum nicht?« Joel presste die Lippen zusammen.

»Weil du das Geld dringender brauchst als ich, Bro. Wovon willst du leben? Du hast selber gesagt, dass dich keiner für die Schwalbe bezahlt!«

»Ich will dein Geld nicht, Nick. Schieb ab.« Joel nahm wieder die goldene Sprühdose zur Hand und arbeitete weiter am Hoffnungsschimmer. »Ich mach das nicht mehr.«

Nick packte Joel beim Kragen und zwang ihn, ihm ins Gesicht zu sehen. »Du bringst jetzt das

Päckchen zum Olympiapark, oder ich erzähle Birgit, womit du deine Brötchen verdienst.«

Joel lächelte müde. »Mach ruhig. Sie hat mich sowieso schon vor die Tür gesetzt.«

Nick blinzelte. »Was soll das heißen?«

»Ich schlafe bei Marlen auf der Couch. Und in vier Wochen ...« Joel hielt inne. Er wollte das diesem Schleimbeutel eigentlich nicht erzählen, aber es war nun mal sein bestes Druckmittel. »In vier Wochen geht's heim.«

»Was soll das heißen? Heim wohin?«

»Heim nach Freyung.« Joel atmete tief durch. »Wo ich hingehöre.«

Nick sagte nichts. Wartete er darauf, dass Joel lachen oder es als Scherz abtun würde? Tja, würde er nicht.

»Aber du machst doch grad Karriere!« Er hatte ihn losgelassen und war zurückgetreten.

»Karriere? Ich bemale Wände, von denen alle paar Wochen eine wieder weg ist, weil sie übermalt wird oder jemand sein Tag drüber sprayt. Mein Insta-Account hat dreihundert Follower, davon sind hundertfünfzig meine ehemaligen Mitschüler,

Kumpels aus der Ausbildung und meine Cousins.
So geht keine Karriere, so geht sozialer Abstieg.«

»Ich red ja auch nicht von deiner Malerei, du Honk.« Nick grinste. »Du bist der beste
Fahrradkurier, den ich in letzter Zeit hatte.«

Joel wandte sich wieder seinem Wandbild zu.
»Ich hab's meinem Vater versprochen. Fünf Jahre,
wenn es dann nicht läuft, komme ich zurück und
übernehme die Werkstatt.«

»Vergiss den Alten, du bist kein Schreiner, Joel.
Du bist Künstler. Ein Künstler im Ausliefern von
dringenden Päckchen.«

»Halt die Klappe, Nick.«

Mit verschränkten Armen stand Nick an die
Wand gelehnt. Joel drückte erneut die Dose. *Pscht*.
Ein Lichtreflex auf der Schulter der Schwalbe. Er
trat zwei Schritte zurück, betrachtete sein Werk im
trüben Licht der Unterführungsleuchten. Schon
nicht schlecht. Vielleicht sogar das Beste, was er
bisher gemacht hatte. Jedenfalls wirkte es gerade
so.

»Hör zu.« Nick kam wieder näher. »Ich wollte
nicht davon anfangen, aber du lässt mir keine
Wahl. Deine Schulden bei mir, Joel, die

verschwinden nicht, wenn du verschwindest. Ich finde dich. Abgesehen davon, bin ich nicht der Einzige, bei dem du in der Kreide stehst. Du hast Schulden bei der Marlen. Du hast sogar Schulden bei Vodafone und wer weiß wo noch überall.«

Joel ballte die Hände zu Fäusten. »Hast du in meinem Briefkasten gewühlt?«

»Kleine Routinekontrolle«, erwiderte er achselzuckend. »Bro, pass auf.« Nick legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Warum machst du dir selbst das Leben schwer? Du hast einen flotten Drahtesel, ein unauffälliges Gesicht und eine saubere Attitüde. Alles, was ich von dir verlange, ist, dass du genau das tust, was du am besten kannst. Päckchen ausliefern.« Er drückte ihm einen schwarzen, verklebten Plastikbeutel in die Hand, ungefähr so groß wie eine Briefftasche. »Olympiapark, Feigenstraße, du kennst den Platz. Der Hesse zahlt zweihundert. Davon hundertfünfzig für dich. Der Rest geht an mich.«

Joel sah auf seine Hände. Die Fingerkuppen waren gold-indigogesprenkelt. Hundertfünfzig Euro. Das waren fast zehn Prozent des Geldes, was er Birgit noch für die Miete geben musste, damit

sie ihm sein Handy zurückgab. Er wollte nicht nach Hause. Aber er wollte auch nicht so weitermachen wie bisher. Vielleicht hatte Nick recht? Vielleicht war Päckchen ausliefern wirklich das, was Joel am besten konnte. Klar war, dass er die Schulden loswerden musste, wenn er seinen Pa da nicht mitreinziehen wollte. Und das wollte Joel auf keinen Fall. »Okay«, sagte er nur.

Nick schlug ihm auf den Rücken, dass die Pinsel an seinem Gürtel klapperten. »Na siehst du, ich wusste doch, dass du vernünftig bist.« Er schloss Joels Faust um die Plastiktüte.

»Olympiapark, drei Uhr fünfzehn. Der Hesse trägt ein Bayern-Trikot, du kennst ihn doch. Alles wie immer.«

Joel sah auf das Päckchen. Es wog so wenig, dass es genauso gut gar nicht existieren könnte. Er steckte es in die Hosentasche. »Alles wie immer.«

Nick stieg auf seinen E-Roller. »Pass auf die Taube auf, dass sie nicht wegfiegt.« Er deutete auf die Schwalbe, lachte über seinen eigenen Witz und rollte aus der Unterführung in Richtung Sonnenstraße davon.

Joel sah ihm hinterher, bis das Klacken der Räder verstummt war. Müde drehte er sich zur Wand um. Die Schwalbe sah ihn an. *Du bist ein Idiot*, sagte sie mit ihrem Blick.

»Ich weiß«, murmelte Joel.

Er griff zur feinen Dose und setzte den letzten Federstrich. Eine halbe Stunde noch bis das Bild fertig war. Danach wartete ein schmieriger Dealer im Olympiapark auf ihn und eine Couch in Marlens Studentenzimmer, mit einem dauerhaft gekippten Fenster auf die Schwanthalerhöhe, wo der Verkehr nie zum Erliegen kam.

Er trat zwei Schritte zurück, kniff die Augen zusammen. Der Hoffnungsschimmer um den Kopf der Schwalbe wirkte so real, dass er fast auch ein bisschen Hoffnung schöpfen wollte. Aber wenn er ehrlich war, gab's keine.

Vor fünf Jahren war er ausgezogen, mit einem Klapprad, einem Ikea-Karton voll Farbdosen und Pinsel und einem Versprechen an sich selbst: Fünf Jahre, um etwas zu werden. Wenn nicht, gehst du heim, hatte er sich gesagt, und du sagst keinen Ton mehr darüber, dass du die Hobelspäne im Nacken

hasst und keine Narben am Daumen mehr vom Meißel brauchen kannst.

Die fünf Jahre waren um.

Er zog die Lederjacke über und steckte das Päckchen in die Innentasche. Auf der Wand vor ihm leuchtete eine Schwalbe, die niemals fliegen würde, weil sie an Putz und Ziegeln klebte. Er signierte sie unter den Federn am Brustansatz: *JOEL*. Vier Buchstaben, die nichts bedeuteten und alles. Billy Joel hatte mal eine Platte gemacht, *The Stranger*, die sein Pa auf Vinyl hatte. Der kleine Matthias Wiesner hatte sie Tag und Nacht laufen gelassen und *Everybody Has A Dream* mitgesungen. Seine Mutter, die nie sonderlich begeistert von amerikanischer Musik gewesen war, hatte nur mit dem Kopf geschüttelt.

Als Joel das erste Mal hier in München ein Wandgemälde unterzeichnen wollte, war ihm sein eigener Name plötzlich falsch erschienen. *Matthias* trug Gummistiefel und bückte sich über Hobelbänke. *Wiesner* klang nach Volksfest und Lederhose. Joel hingegen klang nach Künstler. *Joel* hatte eine Stimme und einen Traum. Also schrieb

er Joel. Vier Buchstaben, sein neues Leben, sein neues Ich.

Das jetzt ausgeträumt hatte.

Er packte ein. Pinsel in den Gürtel, Dosen in den Rucksack, das alte Klapprad lehnte draußen an der Wand der Unterführung. Bevor er zum Olympiapark fuhr, drehte er sich noch einmal um. Die Schwalbe hing dort, dunkel auf dem Beton, umgeben vom letzten Hoffnungsschimmer, den Joel zu bieten hatte.

Er nickte ihr zu. »Pass auf dich auf«, sagte er leise. Vielleicht würde sie nicht gleich morgen übermalt werden. Aber irgendwann schon.

Joel trat in die Pedale und fuhr in die Nacht hinein.

Drittes Kapitel – Hoffnungsschimmer

Maria drückte die Tür zum *Bernard's* auf, einem hippen Szene-Restaurant in Haidhausen mit viel Beton und Glas. Glücklicherweise war Andrea von der Idee eines alsbaldigen Treffens begeistert gewesen und hatte dieses Lokal vorgeschlagen. Für einen Julitag war es nicht übermäßig heiß, trotzdem wäre Maria ein Abendessen lieber gewesen, als sich in der Mittagshitze durch die halbe Stadt zu kämpfen. Sie fuhr nicht gerne selbst Auto, das war immer Erics Freizeitspaß gewesen, also hatte sie ein Taxi bestellt, um hierherzukommen. Die Hälfte der Tische war besetzt, aber Maria hatte wie immer reserviert. Eine freundliche Kellnerin mit Hochsteckfrisur begleitete sie zu einem Tisch und reichte ihr auch gleich eine in zwei Holzplatten eingespannte Karte. Maria studierte sie von vorn bis hinten und stellte sich ein Menü zusammen, das weder ihren aktuell strapazierten Geldbeutel zu sehr belasten noch auf

ihre Hüfte schlagen würde, aber dennoch den Eindruck erwecken konnte, sie würde sich etwas gönnen.

Andrea traf pünktlich fünf Minuten nach der vereinbarten Zeit ein. Sie rauschte zu Marias Tisch und umarmte sie herzlich.

»Fleißbienenchen Maria Feinmann. Wie lange ist das her?« Sie brachte Maria auf Armeslänge und betrachtete sie mit einem Lächeln. »Gut schaut aus! Trotz allem, wenn es stimmt, was ich gehört habe.«

Maria setzte sich und deutete auf den Platz ihr gegenüber. »Man hört also schon was? Großartig.«

»Keine Details, meine Liebe, aber dass es mit der Beaumont-Ausstellung ein paar ... Probleme gab, ist ja eine offizielle Meldung, oder?« Andrea legte ihre kleine, mit violetten Strasssteinen besetzte Handtasche auf den Tisch und rückte ihren Stuhl heran.

Maria seufzte. »Lass mich raten: Nachdem Eric nicht beim fünfzigsten Geburtstag von Wolfgang war, hat jemand eins und eins zusammengezählt, und jetzt kocht die Gerüchteküche über.«

Andrea beugte sich vor. »Ist er wirklich mit der Beaumont durchgebrannt? Ich dachte, sie wäre so eine Hardcore-Feministin? Nicht sehr feministisch, dir deinen Mann auszuspannen.«

»Zu so was gehören immer zwei, meine Liebe. Außerdem würde es mich nicht wundern, wenn Drogen im Spiel waren, und manche reagieren darauf eben heftiger als andere.«

Andrea hob die Augenbrauen. »Bist du denn gar nicht wütend?«

»Ob ich wütend bin?« Maria sah aus dem Fenster. Eine Gruppe Radfahrer schoss vorbei, direkt auf die Bahnunterführung zu. »Natürlich bin ich wütend.«

Nur nicht auf Aurélie.

Aber wie sollte sie das Andrea erklären? Niemand kannte Eric so, wie sie ihn kannte. Er konnte unglaublich überzeugend sein, indem er nichts weiter tat, als mit diesem gewissen Augenaufschlag eine Erdnuss in den Mund zu stecken. Was auch immer er Aurélie versprochen oder weisgemacht hatte, es würde sie ihre Galerie kosten, wenn sie es zuließ. Aber sie würde es nicht zulassen.

»Natürlich bin ich wütend.« Sie wandte sich wieder Andrea zu. »Aber vor allen Dingen bin ich fest entschlossen, meine Galerie zu retten.«

Andrea bestellte einen Aperol und ein großes Wasser zu einem Vorspeisenteller. »Steht es so schlecht um sie, dass eine abgesagte Ausstellung dich in Bedrängnis bringt? Ich hatte immer den Eindruck, es liefere recht gut.«

Maria legte die Hände auf die Tischkante. Sie wollte sich die Anspannung nicht anmerken lassen, aber wenn sie wollte, dass Andrea ihr half, eine zugkräftige Ausstellung auf die Beine zu stellen, musste sie wohl oder übel mit der Sprache rausrücken.

»Eric will, dass ich sie verkaufe.«

Andrea bekam große Augen. »Wirklich? Wow. Das ist ja dreist.«

Maria nickte. »Das kann ich nur verhindern, wenn ich ihn ausbezahlen kann.« Sie vermied es, das Wort *Scheidung* in den Mund zu nehmen.

Andrea schaltete dennoch sofort. Ihre Miene verfinsterte sich. Sie nahm der Kellnerin ihren Aperol ab. »Unglaublich. Dieser Mann. Weiß er eigentlich, was er an dir hatte?«

Hatte.

Maria griff nach ihrem Martini. »Vermutlich nicht.«

Andrea hob ihr Glas. »Auf dich, meine Liebe, dass du schnell einen Jüngeren, Hübscheren und Talentierteren findest.«

Maria lachte. Sie prostete ihrer alten Freundin zu und nahm einen Schluck. »Ich brauche eine Künstlerin oder einen Künstler, der mir in sechs Wochen diese Ausstellung mit ein paar Meisterwerken füllt, die Aurélie Beaumont wie eine Straßenkünstlerin aussehen lassen.«

Andrea lehnte sich zurück. »Verstehe. Du hoffst, es gäbe in meinen Kursen so eine Urgewalt? Ein Naturtalent, jemanden, der hart arbeitet, eine Ausnahmekünstlerin, die schon im Studium ihre erste Ausstellung in einer von Münchens feinsten Galerien abhält und sechsstelligen Beträge umsetzt.«

Maria nickte.

Andrea schüttelte den Kopf. »So funktioniert das heutzutage nicht mehr, Liebes, das muss ich dir sicherlich nicht sagen. Um ein Bild zu verkaufen, eine Statue oder auch nur eine Vase,

brauchst du eine Geschichte. Geschichten verkaufen Kunst, die Seele dahinter, nicht die Qualität der Arbeit. Ich habe vielversprechende Kandidatinnen und auch den einen oder anderen Kandidaten, die in ein paar Jahren eine solche Ausstellung bedienen könnten. Sobald sie sich einen Namen gemacht haben. Ohne Namen, ohne Story, verkaufst du nichts.«

Maria sah weg. Sie wusste das. Nicht nur, weil Eric ein Meister des Storysellings war, sondern auch, weil sie den Markt beobachtete und ihre Geschäftsentscheidungen immer auf Daten basierten. Deshalb hatte sie Aurélie eingeladen. Jede KI konnte heutzutage einen Picasso nachahmen, aber sie konnte keinen Menschen ersetzen. Sie konnte nicht an einem Dienstagabend in einem aufsehenerregenden Scherenschnittkleid in den Louvre marschieren und sich vor zweihundert Besuchern als lebende Collage inszenieren. Natürlich hatte Aurélie diesen Coup mit einer Mitarbeiterin abgesprochen, der Presse angekündigt und ihre Fans mitgebracht. Diese Frau wusste einfach, wie man Publicity machte. Dementsprechend rechnete Maria jeden Tag

damit, dass das dicke Ende dieser Geschichte noch auf sie zukam, wenn Aurélie eine Show aus ihrem neuen Lover und der Art, wie sie ihn erworben hatte, machte. Bisher hatte sie sich bedeckt gehalten, und Maria konnte nur hoffen, dass es Aurélie vielleicht doch ein kleines bisschen peinlich war, wie dämlich sie sich verhalten hatte.

Andrea beugte sich vor und nahm Marias Hand. »Ich wünschte, ich könnte dir etwas anderes sagen, aber du weißt selbst, wie es ist.«

Maria schob das Kinn vor. »Gibt es wirklich niemanden, mit dem ich es wenigstens versuchen könnte?«

Andrea tätschelte Marias Hand. »Ich sehe mir mal ein paar Arbeiten an und melde mich bei dir.« Sie griff wieder nach ihrem Glas. »Aber jetzt lass uns dieses Essen genießen. Wie geht es deiner Schwester? Ist sie immer noch Partnerin der Kanzlei Goddard?«

Maria wollte eigentlich nicht zum Smalltalk übergehen. Wenn sie es recht bedachte, wollte sie nicht einmal etwas essen, denn diese ganze Sache schlug ihr auf den Magen, und die Aura ihrer Migräne tanzte nach wie vor am Rand ihres

Gesichtsfelds. Aber was konnte sie schon machen? Die Wut, die schon seit einer Weile hinter ihrer Fassade brodelte, kochte plötzlich über. Nein, sie war nicht für Smalltalk hergekommen.

»Weißt du was?« Sie lehnte sich zurück und breitete schwungvoll die Arme aus. In diesem Moment kam eine Kellnerin vorbeigebraust. Maria erwischte sie am Arm, das Tablett der jungen Frau kam ins Rutschen. Andrea schrie auf und sprang zurück, ein Glas Rotwein ergoss sich über Maria und zersprang klirrend auf dem Tisch.

Entsetzt wich Maria zurück und starrte auf die Schweinerei auf ihrer Zweihundert-Euro-Bluse.

»Oh Gott, das tut mir so leid!« Die Kellnerin stellte das Tablett ab. Eine weitere Kellnerin eilte herbei und reichte Maria eine Serviette, bevor sie mit dem Aufräumen des Tisches begann.

Andrea hatte den Unfall unbeschadet überstanden. Aus sicherer Entfernung, die Handtasche an ihre Brust gepresst, beobachtete sie alles wie ein erschrecktes Eichhörnchen.

Maria massierte sich die Schläfen. Die Migräne flammte auf und wummerte hinter ihren Augen wie ein Staatsorchester im letzten Akt. Auf das

Auspacken ihrer Geldbörse hin, erklärte ihr die Geschäftsführerin, dass sie selbstverständlich nichts zahlen brauche. Achselzuckend nahm Maria ihre Handtasche und trat vor die Tür. Andrea folgte ihr. »Oh Mann. Ein Unglück kommt selten allein, was?«

»Da sprichst du ein wahres Wort gelassen aus.« Maria holte ihr Handy heraus und bestellte ein neues Taxi.

Inzwischen war es heiß geworden, die Luft waberte wie warmer Sirup um sie, da wirkte die durchfeuchtete Bluse direkt kühlend. Maria wandte sich Andrea zu und lächelte knapp. »Ich erzähle dir ein anderes Mal, was meine Schwester in der Kanzlei so treibt.«

Andrea erwiderte das Lächeln wärmer und breiter. »Und ich sehe zu, dass ich ein Ausnahmetalent für deine Ausstellung auf tue.«

Lachend winkte Maria ab. »Mir reicht schon ein gewöhnliches Talent. Mach's gut, Andrea, war schön, dich mal wieder zu sehen.«

Um nicht in der Hitze warten zu müssen, stellte sich Maria in die Unterführung. Hier roch es zwar unangenehm, aber zumindest schirmte der

Stahlbeton die Sonne so weit ab, dass sich ihre Migräne beruhigen konnte. Marias Blick glitt über die Autos, die vorbeizogen, hinüber zur anderen Seite der Unterführung und blieb an einem Kunstwerk hängen. Sie musste ein paar Mal blinzeln, bis ihr klar wurde, dass dort drüben nicht etwa eine aufwändige Werbetafel hing, sondern jemand ein Wandgemälde erschaffen hatte. Überwiegend gesprayt, aber nicht vollständig, sondern zum Teil gemalt. Sie ging tiefer in die Unterführung, um das Bild besser sehen zu können.

Das riesige Wandgemälde zeigte eine Schwalbe im Flug, so realistisch, dass Maria beinahe erwartete, sie würde gleich von der Wand abheben. Aber es war mehr als nur Realismus, es war Street Art, roh und modern, mit Farbspritzern, die wie Bewegung wirkten, mit Kontrasten, die das Auge fesselten. Blau und Gold und Schwarz, ineinander verschlungen, lebendig, atemberaubend.

Maria erstarrte, stand so still, als wäre sie selbst nichts mehr als ein Gemälde.

Das war es.

Das war genau das, was sie brauchte.

Nicht die etablierte Kunst, die sie normalerweise in ihrer Galerie zeigte. Nicht die großen Namen für die sicheren Verkäufe. Das hier war etwas anderes. Etwas Frisches, auf eine knisternde Art aufregend, etwas, das die Leute ansprechen würde, das eine *Geschichte* erzählte.

»Wahnsinn«, murmelte sie.

Unter der Brust des Vogels, klein und unauffällig, stand eine Signatur: *JOEL*.

Maria machte Fotos mit dem Handy. Von der Signatur, um den Künstler zu recherchieren, aber vor allem vom ganzen Bild. Aus mehreren Winkeln, um sicher zu gehen. Ihre Hände zitterten.

Das war ihre Rettung. Sie musste diesen Künstler finden.

Aber wie?

Die Unterführung war leer bis auf einen Obdachlosen, der in einer Ecke saß, eine hellblaue Decke um die Schultern.

Maria ging zu ihm hinüber. »Entschuldigung?«

Er sah nicht auf.

»Entschuldigung«, versuchte sie es noch einmal, lauter. »Wissen Sie, wer das gemalt hat?«

Keine Reaktion.

Maria kramte in ihrer Handtasche, wo sie einen Fünf-Euro-Schein fand. Sie hielt ihn hin. »Bitte. Ich muss wissen, wer das gemalt hat.«

Der Mann sah auf. Wortlos nahm er das Geld und drehte sich wieder weg.

Maria biss die Zähne zusammen. So leicht würde sie nicht aufgeben.

Auf dem Weg aus der Unterführung sah sie sich um. Ein paar Meter weiter stand ein Kiosk.

»Entschuldigung«, sagte sie zu dem Mann hinter der Theke, »wissen Sie, von wem das Wandgemälde in der Unterführung stammt?«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Irgendwelche Sprayer.«

»Aber es muss doch jemand gesehen haben, wie es entstanden ist? Es ist so groß ...«

»Ich verkauf Zigaretten und Lottoscheine, was in der Unterführung passiert, interessiert mich nicht.«

Maria presste die Lippen zusammen und ging weiter.

Irgendjemand hier musste den Künstler gesehen haben. Sie fragte eine Frau mit Kinderwagen. Zwei Bauarbeiter in der

Mittagspause. Einen Pizzaboten. Niemand konnte ihr helfen.

Die Sonne brannte auf Marias Kopf. Ihre Bluse klebte, vom Wein und nun auch vom Schweiß. Die Füße taten ihr weh, diese Pumps waren nicht für stundenlanges Herumrennen gemacht. Das Taxi stand vermutlich seit einer halben Stunde vor dem *Bernard's* und der Fahrer verfluchte sie. Aber sie konnte nicht aufgeben, bis sie diesen Joel gefunden hatte.

Sie war gerade dabei, einen Straßenmusikanten zu fragen, als eine Stimme hinter ihr sagte: »Sie meinen den Typen, der überall in der Stadt Schwalben an Wände malt?«

Maria wirbelte herum. Ein Teenager, vielleicht siebzehn, mit riesigen Kopfhörern um den Hals und einem Skateboard unter dem Arm, stand da.

»Ja!« Maria trat näher. »Du kennst ihn?«

Der Junge zuckte mit den Schultern. »Kommt drauf an.«

Maria holte ihren Geldbeutel heraus. Der Junge hob abwehrend die Hände. »Kommt drauf an, ob Sie ihm Ärger machen wollen. Ihr Geld können Sie behalten.«

»Oh nein, Ärger ist das Letzte, was ich ihm machen will. Ich will ihn engagieren.«

Als der Junge nicht reagierte, fuhr sie fort:
»Ihm einen Job geben. Seine Bilder sind unglaublich.«

Der Junge überlegte. »Dann versuchen Sie es im Café Kosmos an der Schwanthalerhöhe. Da sitzt er oft und zeichnet.«

»Café Kosmos«, wiederholte Maria. »Schwanthalerhöhe.«

»Aber ich hab keine Ahnung, wann genau er da abhängt, okay? Und wenn Sie ihm doch Ärger machen, dann erzählen Sie ihm ja nicht, dass ich Sie hingeschickt habe.«

Maria lächelte »Ich mache ihm keinen Ärger. Versprochen. Weißt du sonst noch was? Seine Adresse vielleicht?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Aber ich kenn sein Insta. Joel.Mural heißt er da. Vielleicht können Sie ihm eine DM schreiben.«

»Danke!« Maria drückte ihm einen Zehner in die Hand, bevor er protestieren konnte, und tippte den Kontonamen in die Suchleiste ihres Handys, während sie zurück zur Unterführung eilte.

Treffer. Joel.Mural. Dreihundertelf Follower.
Ein Profilbild von einer Hand mit goldener Farbe
dran, sonst nichts Persönliches. Aber Bilder von
Wandgemälden quer durch München. Sendlinger
Tor. Werksviertel. Tumblingerstraße. Zwei
Wandgemälde am Olympia-Stadion-Areal. Ein
paar Skizzen, Zeichnungen von verschiedenen
Wahrzeichen der Stadt, Menschen und Schwalben,
letzte in Bewegung erfasst, eine davon, als würde
sie gegen einen Sturm anfliegen. Die, die das
Wandgemälde in der Unterführung am
Rosenheimer Platz zierte.

Zum ersten Mal an diesem Tag lächelte Maria.

Ihr Handy klingelte. Das Taxi. Sie entschuldigte
sich und lief los. Der Fahrer sagte nichts, als sie
einstieg, aber er sah nicht gerade wohlgestimmt
aus.

Maria öffnete WhatsApp und schickte
Katharina das beste Bild der Schwalbe. Kurz darauf
rief sie an.

Katharina nahm sofort ab. »Und? Wie war's
mit Andrea?«

»Vergiss Andrea«, sagte Maria. »Schau dir das
Bild an, das ich dir geschickt habe.«

»Okay ...« Es wurde still am anderen Ende der Leitung. »Hübsche Unterführung. Aber was willst du mir damit sagen? «

»Das ist er.«

»Wer denn?«

»Der Künstler, der mich retten wird.«

Katharina schnaubte. »Nichts für Ungut, Maria, aber Wandgemälde kannst du schlecht in der Galerie verkaufen.«

»Warum sollte er das nicht auch auf einer Leinwand können?«

»Das ist ein enormes Risiko, Liebes. Wenn du ihn überhaupt findest. Das könnte jeder sein.«

»Hab ihn schon gefunden. Komm schon, Kat, sag mir was Positives. Kann das funktionieren? Oder bin ich verrätzt?«

»Andrea hatte nichts für dich?«

»Gar nichts.«

Katharina schwieg. »Für ein Wandgemälde ist das einzigartig und wunderschön. Aber ...«

»Aber was?«

»Weißt du was? Du hast recht. Versuch es. Im schlimmsten Fall passiert nichts, im besten rettest du deine Galerie. Also los!«

Maria lächelte. »Danke. Das wollte ich hören.«

»Ich weiß.« Auch in Katharinas Stimme war ein Lächeln zu hören.

Maria schluckte. »Und jetzt sag mir, was du wirklich denkst.«

Es wurde wieder still am anderen Ende. »Das Bild hat Seele. Es strahlt eine Sehnsucht aus und sowas wie ... Hoffnung? Die Technik ist meisterhaft, so viel steht fest.« Katharina atmete tief durch. »Was sagt dir dein Instinkt?«

Maria dachte darüber nach. »Dass er der Richtige ist.«

»Dann hol ihn dir.«

Als sie das Gespräch beendet hatten, rief Maria sich noch einmal das letzte Foto des Gemäldes auf. Katharina hatte recht, das Bild strahlte Sehnsucht aus und Hoffnung. War das nicht genau das, was sie brauchte? Sie öffnete Instagram und schrieb Joel eine Nachricht. *Hätten Sie Interesse, Ihre Werke in einer Galerie auszustellen? Ich würde die Details gerne bei einem Kaffee besprechen. Wann passt es Ihnen?*

Eine Weile starrte sie auf den Bildschirm, doch Joel war nicht online und schien auch nicht direkt

auf die Nachricht antworten zu wollen. Mit zitternden Fingern tippte sie eine Notiz an sich selbst ein: *Café Kosmos. Türkenstraße. Joel.*

Sie klappte das Handy zu.

Wenn er das auf Leinwand konnte, wenn er genauso gut mit Farbe und Pinsel umgehen konnte wie mit Spraydosen, dann hatte sie ihren Künstler gefunden.

Hoffentlich antwortete er schnell. Zum ersten Mal seit Erics Coup und dem Brief mit den Scheidungspapieren glaubte Maria, dass sie das Ruder doch noch herumreißen konnte.

Zumindest hatte sie jetzt wieder eine Chance.

Und Maria Feinmann ließ Chancen nicht vorbeiziehen.

Viertes Kapitel – Ein ganzer Kosmos

Joel antwortete nicht. Instagram erlaubte es nicht, einem neuen Kontakt eine weitere Nachricht zu schicken, wenn die erste nicht beantwortet worden war. Maria weigerte sich dennoch, aufzugeben. Sie recherchierte das Café Kosmos an der Schwanthalerhöhe und ließ sich hinfahren. Das schmale Lokal war mit teerschwärzen Holztischen ausgestattet und an diesem Dienstagmorgen kaum besucht. Wenigstens war es kühl in dem kleinen Raum. Maria setzte sich an einen Zweiertisch mit Straßenblick. Die Espressomaschine gab ein gluckerndes Geräusch von sich, obwohl niemand sie angefasst hatte. Ein junger Mann mit einem ordentlichen Haarknoten und einer markanten Nase brachte Maria einen Latte Macchiato. Sie hatte das Notebook geöffnet und machte ihre Buchhaltung. Wann kam sie schon sonst dazu? Am nächsten Tag war die Buchhaltung fertig, also arbeitete Maria ihren E-Mail-Posteingang durch.

Am dritten Tag setzte sie sich an die Planung einer Charity-Vernissage für die Vorweihnachtszeit, weil man mit den Vorbereitungen aufs Fest der Feste eigentlich nie früh genug anfangen konnte.

Joel kam nicht.

Der Kellner, der eine Tätowierung in Form einer Trauerweide auf der gesamten Innenseite seines Unterarms hatte, sah Maria mit der Mischung aus Geduld und Mitleid an, die junge Kellner Frauen um die vierzig vorbehielten, die in blütenweißen Blusen allein an einem Tisch für zwei saßen, das Smartphone immer mit dem Display nach oben.

»Noch einen?«, fragte er.

»Bitte.« Maria reichte ihm die leere Tasse.

»Sagen Sie, kennen Sie zufällig einen Stammgast namens Joel?«

Der Kellner runzelte die Stirn. »Wie der Musiker?«

»Er ist ein Street Artist, aber ja.«

»Hm.« Der Kellner blickte Richtung Theke, dann zur Tür. »Hier kommt öfter mal ein Typ rein, der zeichnet. Seinen Namen kenne ich nicht, aber wenn Sie sagen, er sei Stammgast ...« Er zuckte mit

den Schultern. »Vielleicht taucht er später noch auf. Er kommt meistens mittags.«

Maria bedankte sich.

Sie sah aus dem Fenster.

Bestellte irgendwann den fünften Latte Macchiato.

Sah auf die Uhr. Halb zwei. Mit stiller Hoffnung griff sie zum Handy, um zu sehen, ob er nicht doch geantwortet hatte.

Hatte er nicht.

Sie legte das Handy mit dem Display nach unten hin und stützte das Kinn auf. Vielleicht war es Zeit, sich einzugestehen, dass sie sich verrannt hatte. Vielleicht antwortete er nicht, weil er die Kunst aufgegeben hatte. Weil er abgeschoben worden, an einer Überdosis gestorben oder schlicht des Malens überdrüssig geworden war. Vielleicht traute er ihr nicht. Vielleicht existierte er nicht einmal.

Vielleicht war all das hier Zeitverschwendung.

Mit einem langsamen Nicken stimmte Maria sich selbst zu. Sie musste Andrea anrufen und sich nochmal nach einem Studenten erkundigen. Jemandem mit schauspielerischem Talent, denn

die Idee ließ sie nicht mehr los. Eine emotionale Story über einen obdachlosen Street Artist war genau das, was sie brauchte. Wen interessierte es, ob die Geschichte echt war?

Sie wählte Andreas Nummer, legte ihren Geldbeutel auf den Tisch und winkte dem Kellner.

Gerade, als er zum Bezahlen kam, ging Andrea ran. Maria klemmte das Telefon zwischen Schulter und Ohr ein und kramte in ihrem Geldbeutel nach der Mastercard.

„Hallo Liebes, wie geht’s dir? Ich wollte nochmal hören, wegen meinem Anliegen.“ Sie lächelte dem Kellner zu, gab ihm einen Fünf-Euro-Schein als Trinkgeld und wollte gerade den Laden verlassen, da klingelte über ihrem Kopf der altmodische Türgong, und herein kam ein Mann.

Maria erkannte ihn sofort, obwohl sie ihn nie gesehen hatte, weil auf seinem Account nur Bilder seiner Werke waren. Tausende Male hatte sie ihn in den vergangenen drei Tagen durch diese Tür kommen sehen wollen. Und jetzt stand er da.

Er war groß, aber nicht groß genug, um furchteinflößend zu sein. Dennoch hatte er den Gang eines Menschen, der mit harter Arbeit

aufgewachsen war. Trotz Sommerhitze trug er eine Lederjacke, die aussah, als hätte sie schon zwei Generationen vor ihm gedient, ein blaues T-Shirt darunter, eine Jeans mit Rissen über dem Oberschenkel und abgewetztem Saum, was modisch oder echter Verschleiß sein konnte, und schwarze Stiefel mit Farbspritzern darauf. Die Haare standen ihm wirr in die Stirn, dunkelbraun, an den Schläfen mit Spuren von Goldmetallic. Er trug eine Skizzenmappe unter dem Arm und einen Rucksack über die andere Schulter geworfen. Mit einem Nicken in Richtung des Kellners setzte er sich an einen der Bartische am Fenster, bestellte *einen Mokka, doppelt* und klappte die Skizzenmappe auf.

Maria sah zum Kellner, dieser nickte nur. Sie straffte sich innerlich. Ihre ganze Entschlossenheit war plötzlich verflogen. Was tat sie hier eigentlich?

»Geh jetzt hin und rede mit ihm«, flüsterte sie sich selbst zu. »Du hast nicht die letzten drei Tage hier campiert, um jetzt zu kneifen.«

Es gab viele Dinge, die sie noch zu lernen hatte, wie sie besonders Eric die letzten Wochen hatte spüren lassen, aber das Ansprechen unbekannter

Künstler gehörte nicht dazu. Hundertmal hatte sie auf Vernissagen Künstlerinnen abgepasst, deren Arbeit sie wollte, und sie zu einem Vertrag überredet, bevor sie ihren ersten Cocktail intus hatten. Verkaufen war Erics Spezialität. Einkaufen ihre. *Du kannst das.*

»Maria? Bist du noch da?« kam es gedämpft aus dem Handy, das sie hatte sinken lassen. Schnell nahm sie es ans Ohr. »Ich ruf dich zurück.«

Sie zog ihren Blazer glatt, fasste Handy und Tasche fester und ging hinüber.

»Entschuldigen Sie.«

Joel saß über eine Zeichnung gekrümmt.

»Hm?«, machte er, ohne aufzusehen.

»Sind Sie Joel?«

Jetzt blickte er auf. Seine Augen waren tiefbraun mit grünen Sprenkeln. *Wie ein Eichenwald im November*, dachte Maria sofort.

Mit gerunzelter Stirn musterte er Maria von oben nach unten. Abschätzig vielleicht, in jedem Falle vorsichtig. »Kommt drauf an, wer fragt.«

»Mein Name ist Maria Feinmann. Ich besitze die Galerie Feinmann im Glockenbachviertel.«

Eine winzige Bewegung in seinem Gesicht, obwohl er offensichtlich versuchte, ein Pokerface zu wahren. »Glockenbachviertel. Okay.«

»Darf ich mich kurz setzen?«

Er deutete mit dem Bleistift auf den Hocker neben sich. Maria setzte sich. Ihre Knie waren einander näher, als sie wollte. Sie korrigierte das, indem sie sich etwas abwandte.

»Ich habe vor drei Tagen ein Werk von Ihnen in der Unterführung am Rosenheimer Platz gesehen«, sagte sie. »Eine Schwalbe.«

»Aha.«

Zäh.

Maria räusperte sich. »Sie ist großartig«, sagte sie mit einem Lächeln.

Joel wirkte überfordert, er wandte sich wieder seiner Zeichnung zu, fuhr eine Linie nach.

»Danke.«

»Joel, entschuldigen Sie meine Direktheit. Ich suche jemanden für eine Ausstellung. In sechs Wochen. In meiner Galerie.«

Er legte den Bleistift wieder hin. »Eine Ausstellung?«

»Ja.«

»Mit wem?«

»Mit Ihnen.«

»Ist das ein ...« Er sah über die Schulter, durch das Fenster vor ihm, wieder Maria an. »Wo ist die versteckte Kamera? Oder hat Sie Nick geschickt, um mich zu verarschen?«

Maria blinzelte. Die Reaktion hätte sie erwarten müssen, trotzdem brachte sie sie völlig aus dem Konzept. »Nein, ich ... Das ist mein voller Ernst.«

Stirnrunzelnd wandte Joel sich ab. »Ich hab keinen Nerv für Ihren Mist, schieben Sie ab, okay?«

Maria zuckte zurück. Ihre Brust zog sich zusammen, ihre Wangen wurden heiß. »Hören Sie«, sagte sie mit eindringlichem Tonfall, »das ist keine *Verarsche*, kein Scam, kein was auch immer Sie denken. Ich brauche eine Ausstellung. Und Sie sind die Person, die ich dafür will.«

Joel hob den Kopf. Er sah sie lange an.

»Warum?«

Maria kniff sich in den Nasenrücken. Die Migräneaura, die sie seit Tagen nicht mehr gespürt hatte, kündigte sich hinter ihrer Stirn an. »Die Künstlerin, die ich gebucht habe, ist kurzfristig

abgesprungen, und es ist praktisch unmöglich, in nur sechs Wochen einen Ersatz zu finden.« Sie nahm die Hand herunter. »Es sei denn, Sie helfen mir. Bitte.«

Der junge Mann mit den tiefbraunen Augen sah zum Fenster. Er lehnte sich zurück, steckte eine Hand in die Hosentasche. »Eine Ausstellung also, ja?«

»Acht bis zwölf Werke. Größere Formate. Auf Leinwand.«

»Aber wie kommen Sie ausgerechnet auf mich?«

»Die Schwalbe. Sie hat genau, was ich brauche. Hoffnung.«

Joels Gesicht erhellte sich. »Das ist genau, was ich ...« Er verstummte, legte den Bleistift quer auf das Blatt. An den Fingern hatte er Schwielen, die nicht vom Malen kommen konnten, zwei schmale Narben am Daumen, die schon älter aussahen.

»Frau Feinmann.«

»Maria, bitte.«

»Maria. Verstehen Sie mich nicht falsch. Sie scheinen wirklich eine Ausstellung mit meinen Bildern machen zu wollen, auch wenn ich noch

nicht ganz überzeugt bin, dass das eine gute Idee ist. Aber ich bemale Wände. An Gebäuden, in Unterführungen, manchmal sogar für Geld. Die meisten meiner Bilder leben drei Wochen, dann wäscht sie ein Hochdruckreiniger ab, oder ein Kollege sprayt sein Kürzel drüber, oder die Stadt München übermalt sie hellgrau, und dann sind sie nicht mehr da. Ich bin nicht der Typ für eine Ausstellung.«

»Ich verstehe.«

»Ach wirklich?«

»Ich verstehe, dass jemand, der einen Vogel, der aussieht, als würde er gleich losfliegen, auf vier Meter Beton zaubert, kein Beschäftigungsmodell sucht, das ihn einengt. Es wäre auch nur für diese eine Ausstellung, sechs Wochen intensiver Arbeit, hohe Vergütung, dann sind Sie wieder frei.«

»Hohe Vergütung?«

»Fünfstellig mindestens, wenn es sehr gut läuft, sogar nahe an sechstellig.«

Joel hob die Augenbrauen. »Das glauben Sie doch wohl selber nicht.«

Maria zwang sich, den Mund geschlossen zu halten, auch wenn ihre Kinnlade gerade

runterklappen wollte. »Warum sollte ich das nicht glauben? Ich bin seit zwölf Jahren Galeristin, seit acht mit eigener Galerie. Das habe ich mir alles selber aufgebaut, ich weiß, wie man verkauft.« Sie atmete tief durch. Das war schärfer rausgekommen als sie gewollt hatte.

Kopfschüttelnd wandte er sich ab. »Mir geht's überhaupt nicht ums Verkaufen.«

»Dann nehmen Sie es als Chance, gesehen zu werden, die nebenbei Ihre Rechnungen bezahlt. Oder haben Sie keine zu begleichen?« Maria biss sich auf die Lippe. Sie hatte die Geduld verloren. Das war nicht gut. Sie brauchte diesen Sturkopf, sie hatte keine Zeit, nochmal jemand anderen zu suchen. Außerdem war die Story perfekt, sie konnte sie förmlich schon vor sich sehen:
Straßenkünstler mit Mut bringt Hoffnung in eine gleichgültige Stadt. Jetzt exklusiv in der Galerie Feinmann.

Joel verschränkte die Arme. Schlechtes Zeichen. »Denken Sie, ich bin käuflich?«

Maria zwang sich, zu schweigen. Sie durfte das jetzt nicht versauen, sonst konnte sie Eric auch gleich die Galerie überschreiben. »Joel«, sagte sie

in leisem, versöhnlichem Tonfall. »Es geht nicht ums Geld. Es geht darum, dass Sie etwas Besonderes geschaffen haben. Dass ich in Ihrer Arbeit etwas sehe, dass ich seit vielen Jahren nicht mehr in dieser Form gesehen habe.« Maria wartete ab, ob er ihr ein Zeichen geben würde, aber das tat er nicht. Sie fuhr trotzdem fort. »Sie haben etwas zu sagen, eine echte Message, einen einzigartigen Stil und eine Leidenschaft, wie ich sie selten erlebt habe.«

Joel wandte sich ab. »Ich wette, das sagen Sie zu jedem Künstler, den Sie in Ihrer Galerie haben wollen.«

Maria stutzte. Sie presste die Lippen zusammen. Was sollte sie tun? »Geld überzeugt Sie nicht, ja?«

Joel schüttelte den Kopf.

»Gesehen werden auch nicht?«

Er zögerte. »Das ist nicht, was ich will.«

»Merkt man an Ihrem Instagram.« Maria überspielte die Spitze, indem sie schnell nachsetzte: »Dann sagen Sie mir, was Sie wollen. Was muss ich Ihnen anbieten, damit Sie eine Ausstellung in meiner Galerie machen?«

Joel sah ihr in die Augen. Etwas schimmerte in seinem Blick. Maria spürte, dass sie nur diese eine Chance bekommen würde, was auch immer er gleich sagte.

»Ehrlichkeit.« Er ließ das Wort zwischen ihnen hängen, als wäre es eine Drohung. Vielleicht war es das auch. »Warum ich? Sie sagen, Sie sind seit zwölf Jahren Galeristin, das heißt, sie kennen einen Haufen Leute. Die Kunstwelt ist klein, ich gehöre gar nicht da rein, aber trotzdem wollen Sie unbedingt eine Ausstellung mit mir. Warum?«

Maria starrte ihn an. Sie sah zum Fenster, in ihre Handtasche, auf ihr Handy, das neben Joels Skizzenmappe auf dem Tisch lag. Ehrlichkeit.

Wann hatte das letzte Mal jemand danach verlangt?

Sollte sie das Risiko eingehen? Wenn sie etwas hasste, dann angreifbar zu sein. Aber sie war ohnehin schon in die Ecke gedrängt. Wenn er ihr nicht half, blieben ihr nur Andreas Studenten und das würde sie niemals so verkaufen können wie diese rohe, emotionale Street Art, die sich von allem abhob, was sie in letzter Zeit in den Magazinen gesehen hatte. Mit etwas Glück würde

ein Trend daraus werden und schlimmer, als dass sie die Galerie trotzdem verkaufen musste, konnte es ohnehin nicht kommen.

Aber wollte sie vor diesem sturen Kerl mit dem niederbayerischen Akzent wirklich ihr Drama ausbreiten, fünfzehn Minuten, nachdem sie sich zum ersten Mal begegnet waren?

Ihre Schultern sanken herab. Sie schloss die Augen. »Mein Mann verlässt mich«, sagte sie mit matter Stimme. »Ihm gehört die Hälfte der Galerie. Ich will sie nicht verlieren, sie ist mein Lebenswerk.« Sie öffnete ein Auge und schielte zu Joel. Er sah sie aufmerksam an. Kein Urteil in seinem Blick, nur ehrliches Interesse. »Er hat meine nächste Ausstellung sabotiert, sie wird nicht stattfinden. Ich habe sechs Wochen, eine neue auf die Beine zu stellen. Wenn das nicht klappt, ist die Galerie weg. Aber ich will nicht, dass sie weg ist, verstehen Sie? Sie bedeutet mir alles.«

Sie stand auf, nahm ihre Handtasche, das Handy und den Rest ihres Stolzes. »Wenn Sie mir nicht helfen, werde ich jemand anderen finden.« Sie presste Tasche und Handy an die Brust und trat einen Schritt zurück.

Joel nickte. »Okay. Ich mach's.« Er lächelte.
»Danke für Ihre Ehrlichkeit.«

Maria stieg Hitze in die Wangen. Noch nie hatte sie sich so gedemütigt gefühlt. Sie dachte an Eric und korrigierte ihren Gedanken: Abgesehen von seinem lächerlichen Verrat hatte sie sich selten so gedemütigt gefühlt. In diesem Augenblick sank der erste Teil von Joels Aussage in ihren Geist. »Sie machen es?«

Er nickte.

Schnell setzte sie sich wieder auf den Hocker.

»Allerdings habe ich keine Leinwände. Und eigentlich ...« Er sah zerknirscht aus. »Eigentlich habe ich meinem Vater versprochen, nach Hause zu kommen.«

»Nach Niederbayern?«

Er lächelte verschämt. »Nach Freyung. Hört man, gell?«

»Ich brauche Sie nur für sechs Wochen, danach können Sie tun, was Sie wollen.«

»Er rechnet in zweien mit mir.«

»Sagen Sie ihm, dass es ein bisschen später wird. Oder sind Sie rechtlich gebunden?«

Er sah auf seine Fäuste auf dem Tisch. »Nein. Ich weiß nur nicht, ob er es versteht. Und ich weiß nicht ...«

Maria sah ihn erwartungsvoll an.

Joel schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob es nicht zu spät ist.«

»Wofür?«

»Ich hatte mit dem Künstlerleben abgeschlossen, wissen Sie?«

»Schließen Sie in sechs Wochen damit ab.«

Joel sah sie mit einem verletzten Ausdruck in den Augen an.

Maria biss sich auf die Lippe. »Tut mir leid.« Sie rieb sich über die Stirn. Wann hatte Kunst aufgehört, das Herz ihres Lebens zu sein, und war zu einem Produkt geworden, das sie verkaufte? »Sie hatten es nicht leicht, die letzten Jahre, nehme ich an?«

Joel schüttelte den Kopf.

Maria nickte. »Ihre Werke sind bemerkenswert. Das sage ich nicht, weil ich sie verkaufen will. Ich bin überhaupt nur auf die Idee gekommen, dass es noch Hoffnung für meine Galerie gibt, weil Ihre Gemälde mir genau diese

Hoffnung vermittelt hat.« Sie berührte seinen Unterarm. »Genau diese Hoffnung möchte ich vielen Menschen zugänglich machen. Wenn diese Welt etwas braucht, dann ist es das. Bitte. Kommen Sie in meine Galerie. Sehen Sie sich alles an. Dann können Sie immer noch nein sagen.« Sie atmete tief durch. *Auch wenn ich hoffe, dass Sie es nicht tun werden.* Aber das sagte sie nicht, sie hatte ihm schon genug gegeben.

Sie zog eine Visitenkarte aus der Tasche und legte sie zwischen ihn und die Skizze. *Maria Feinmann, Galerie Feinmann.* Adresse und Mobilnummer auf der Rückseite.

»Zwei Tage«, sagte sie. »Mehr kann ich Ihnen nicht für die Entscheidung geben. Genügt das?«

Er nahm die Karte, betrachtete sie, drehte sie um, las Adresse und Nummer und nickte einmal. »Geht klar.«

»Danke.« Maria lächelte flüchtig. Sie stand auf und ging zur Tür. Auf halbem Weg drehte sie sich noch einmal um. Joel hatte den Bleistift wieder aufgenommen, aber er arbeitete nicht. Er sah aus dem Fenster, ihre Visitenkarte in der Hand. Als Maria die Tür schon geöffnet hatte, sah er ihr

direkt in die Augen. *Eichenwald im November*. Sie nickte ihm zu. Er nickte zurück.

Auf der Türkenstraße stand sie eine Sekunde lang da, sah noch einmal zum Café und atmete tief durch.

Er hat noch nicht endgültig ja gesagt,
ermahnte sie sich.

Aber fast.

Fünftes Kapitel –

Jung und kriminell

Joel rief nicht an. Er kam auch nicht.

Seit längerem spielte Maria mit dem Gedanken, Erics Bürosessel doch noch auf seinem Schreibtisch zu zertrümmern, weil sie dringend ein Ventil für ihre Verzweiflung brauchte.

Nach zwei Tagen bangen Wartens, stand sie plötzlich auf, ging hinüber in Erics Büro und packte den Sessel bei der Lehne. Er war viel schwerer als er aussah. Mit all der Wut, die sich in ihr aufgestaut hatte, wuchtete sie ihn in die Höhe und ließ ihn auf den Schreibtisch krachen. Dabei verhakte sich eine Rolle in ihrer Bluse und riss den mittleren Knopf ab. Maria schrie ihren ganzen Frust hinaus und trat gegen den Stuhl. Er kam ins Rutschen und fiel ihr auf die Füße. Zu ihrem Wutschrei gesellte sich ein Schmerzensschrei. Sie humpelte in die Küche und nahm einen Eisbeutel aus dem Gefrierfach. In diesem Moment klingelte es an der Tür.

»Wir haben geschlossen!«, keifte Maria.

Im Eisfach lag eine Schachtel Eiskonfekt, die Katharina neulich zur Aufheiterung mitgebracht hatte. Sie griff danach und trat ans Fenster in ihrem Büro. Das war's also.

Den Blick auf die Buttermelcherstraße unter ihr gerichtet, versuchte sie sich mit dem Gedanken anzufreunden, dass dieser Ausblick bald Geschichte war. Unten trat ein Mann aus dem Hauseingang. Braune Lederjacke, blaues Shirt.

Maria erstarrte. War das etwa ... Joel?

Hastig stürzte sie zur Tür hinaus und rannte die beiden Stockwerke strumpfsockend hinab. Sie drückte die Tür auf und sah Joel gerade auf ein Klapprad steigen und losradeln.

»Joel!« Ihre Stimme klang schrill.

Er blieb stehen. Drehte sich um und sah sie an. Langsam stieg er ab und schob das Rad zurück.

»Ich dachte, Sie haben geschlossen.«

»Haben wir nicht.« Maria zwang sich zu einem Lächeln. »Nicht für Sie jedenfalls.«

Er sah an ihr hinauf und hinunter. »Ist alles in Ordnung?«

Erschrocken presste Maria die Hände auf die aufgerissene Bluse. »In Bester! Kommen Sie, ich zeige Ihnen alles.«

Joel klappte das Rad zusammen und lehnte es an einen Fahrradständer. Skizzenmappe und Rucksack nahm er mit hinauf.

Maria huschte in den zweiten Stock zurück, nun sichtlich außer Atem. »Geben Sie mir fünf Minuten, um mich frisch zu machen. Sie können sich gerne schon die Räumlichkeiten ansehen.«

Damit eilte sie ins Bad und erschrak bei ihrem Anblick: Zerzaustes Haar, Schokolade am Mundwinkel. Die Bluse aufgerissen wie bei einem leichten Mädchen. Hitze kroch ihr in die Wangen. War sie etwa gerade dabei, es zu vermasseln? Hastig wusch sie sich den Mund, zog den Lippenstift nach, ordnete ihre Haare. Aber an dem abgerissenen Knopf war nichts zu ändern. Als ihre Schwester noch regelmäßig mit dem Baby zu Besuch gekommen war, weil ihr zu Hause die Decke auf den Kopf fiel, hatte Maria Ersatzklamotten in der Galerie gehabt, aber seit Siri nach Bad Dürkheim gezogen war, gab es dafür keinen Grund mehr.

Egal!

Sie knöpfte den oberen Knopf in das Loch des abgerissenen, was sie zwar etwas grenzdeibel aussehen ließ, aber zumindest ihren BH verdeckte.

Als sie zurückkam, stand Joel im Foyer und sah sich um. Die Galerie Feinmann war ein langer, lichter Raum mit hellem Eichendielenboden, weißen Wänden, einer Glasfront zur Buttermelcherstraße und einer weiteren, schmaleren zur Klenzestraße auf der gegenüberliegenden Seite. Vor sechs Monaten hatten sie hier eine sehr aufwendige Kalligraphiehängung mit chinesischer Tinte gehabt. Aurélies Collagen hätten vor zwei Wochen kommen sollen. Im Moment hingen hier nur einige Werke der Künstlergruppe *Blasse Sonne*, mit deren Vereinschefin Gerlinde Maria gemeinsam studiert hatte, und deren Werke sie auf Kommissionsbasis ausstellte, um zwischen ihren Hauptausstellungen dem Publikum keine kahlen Wände zu präsentieren. Im Zentrum des Raumes befand sich ein einziger, sorgfältig beleuchteter Marmorblock: ein Sockel-Display, aktuell leer, für das Highlight der jeweiligen Ausstellung. Im Moment stand dort

ein Schild mit der Aufschrift »Es geht weiter.

Lassen Sie sich überraschen!«

Joel ging einmal langsam an den Wänden entlang. Er sagte nichts. An einer Wand fuhr er mit den Fingerspitzen entlang, klopfte mit den Knöcheln daran, sah zur Decke hoch, runzelte die Stirn, nickte einmal, ging weiter. »Gute Wände«, sagte er schließlich.

»Finden Sie?«

»Stabiler Untergrund. Saubere Verarbeitung. Hier könnte man sogar großformatig Bilder hängen, ohne dass die Trägerleisten in Tränen ausbrechen.«

»Gut zu wissen.«

Er sah sich noch einmal um. »Sie sagten, ich könne hier arbeiten?«

Maria deutete auf die Tür im hinteren Drittel der Galerie. »Ich zeig's Ihnen.«

Sie führte ihn hindurch in den Bereich, der noch immer im Herzen eine Studenten-WG war: das Lager, die Werkstatt, das Atelier. Maria nannte den Raum mal so, mal so, je nachdem, was sie verkaufen wollte. Es war ein quadratischer, hoher Raum mit blankem Betonboden, einer

unordentlichen Reihe von Oberlichtfenstern und einer kleinen, schmalen Treppe, die nach oben in ein Zwischengeschoss führte. Maria hatte dieses halbe Geschoss schon immer romantisch gefunden, wie man plötzlich von dem Raum mit der hohen Decke in einen mit niedriger wechselte, den zwei kleinen Zimmern, die ohne Flur mit Türen verbunden waren, und an die sich der Durchgang zu einem winzigen Innenhof anschloss, den man auf keine andere Weise erreichen konnte. Dort gab es sogar eine Außendusche. Warum, da konnte sie nur spekulieren, aber es hatte etwas Reizvolles, in einer heißen Sommernacht, nach einer langen, erfolgreichen Vernissage, dort draußen zu duschen. Während sie all dies Joel überflüssigerweise erzählte, stiegen sie die Treppe hinauf. Auf einem Schreibtisch lagen alte Karten, Kataloge und Prospekte, die Flyersammlung der letzten acht Jahre, die Maria längst hatte entsorgen wollen, stapelte sich in einer Ecke. An der Wand lehnte seit drei Jahren eine im Grunde nagelneue Matratze, auf der Eric nur zweimal geschlafen hatte, bevor er wie eine Prinzessin auf der Erbse ihre Qualität bemängelt und sich eine doppelt so

teure gekauft hatte. Maria war so wütend über die Geldverschwendung gewesen, dass sie sie hatte hierherbringen lassen. Verärgert über die Erinnerungen, die dieser Raum in ihr weckte, wirbelte sie herum und breitete die Arme aus. »Gehört alles Ihnen, Sie können die Räume hier hinten frei nutzen.« Sie lächelte verbindlich. »Ich habe schon mit einem Maler gesprochen, der noch diese Woche hier die Wände frisch machen kann«, sagte sie. »Ein Waschbecken ist dort drüben in der Kammer. Stromanschlüsse hier oben links, dort unten rechts. Zwei separate Stromkreise, falls Sie schweres Gerät benötigen.« Maria presste die Lippen zusammen. *Schweres Gerät?* Ernsthaft? Als würde sie die Räumlichkeiten einem Kaufinteressenten anpreisen!

Joel ging zur Mitte des Raumes. Sein Blick blieb an der Matratze hängen.

»Die kommt natürlich weg. Sie bekommen so viel Freiraum, wie Sie brauchen.« Maria zwang sich, nicht mit dem Fuß zu hibbeln.

Joel stellte den Rucksack auf den Boden, legte die Skizzenmappe auf den Tisch, strich über das leere Wandregal.

Maria folgte ihm in den Raum. Sie legte eine Hand auf die Skizzenmappe. »Darf ich?«

Er sah sie an, schien zu überlegen. »Kann die Matratze bleiben?«

Maria blinzelte. »Wie bitte?«

»Die Matratze. Wenn man sie auf den Boden legt, kann man drauf schlafen.«

Verwirrt sah Maria sich um. »Sie ... äh. Ja, das ... so funktionieren Matratzen.« Dann machte es Klick. »Oh! Sie ... brauchen Sie eine Wohnung?«

Joel wandte sich ab. Das Oberlicht warf einen Lichtstreifen auf sein Gesicht, als wolle Gott höchstpersönlich Maria überzeugen, dass dieser junge Mann ein Zuhause brauchte und das dieses Zuhause die Galerie Feinmann sein würde. *Sein musste.*

»Na ja ...« Er verschränkte die Arme.

»Das Zwischengeschoss steht leer, Sie können gerne ...«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, schon gut.«

Maria machte einen Schritt auf ihn zu. »Wenn Sie eine Wohnung brauchen, bekommen Sie eine. Das ist das kleinste Problem.«

Er verzog das Gesicht. Es sollte vielleicht abweisend wirken, ließ ihn jedoch unglaublich süß aussehen. »Passt schon, ich komme klar.«

Maria legte eine Hand auf die Brust. »Wo schlafen Sie zurzeit?«

»Schwanthalerhöhe.«

Maria rechnete das durch. »Sie würden jeden Tag zwei Stunden sparen, wenn Sie hier schlafen würden. In Anbetracht der Kürze der gegebenen Frist bis zur Ausstellung, würde das uns beiden das Leben erleichtern.«

Joel schnaubte. Mit einem schiefen Lächeln, das das Hitzegefühl in Marias Brust zurückbrachte, ließ er die Arme sinken. »Sie wollen mich unbedingt, oder?«

Stumm nickte Maria. »Sagen Sie nur ein Wort, und ich bestelle noch heute einen Schreiner, der hier ein Bett einpasst.«

Joel lachte. »Bringen Sie mir einfach ein paar Bretter. Den Rest mache ich selber.«

Stirnrunzelnd sah Maria ihn an. »Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, aber Schreinern ist etwas ganz anderes als Malen.«

Kopfschüttelnd senkte Joel den Blick. »Der könnte von meinem Vater sein.« Mit einem leisen Lächeln ergänzte er: »Ich bin gelernter Schreiner. Wie mein Vater. Diese Kunstsache mit dem Wände anmalen in der großen Stadt, das war eine Spinnerei. Er hat's mir durchgehen lassen, weil er mich liebt und weil ...« Er brach ab. Sein Blick ging kurz in die Ferne. »Egal.« Er straffte sich. »Wenn Sie wirklich wollen, dass ich hier wohne ...«

»Nur wegen der eingesparten Stunden!«, beeilte sich Maria klarzustellen.

Joel sah sie lange an. »Natürlich. Dann baue ich mir selbst ein Bett, das spart Geld und ich wollte sowieso mal wieder was mit Holz machen.«

Hitze kroch Maria in die Ohren. »Sind Sie sicher? Ich würde das übernehmen, im Rahmen Ihrer Tätigkeit für mich.«

Sein Blick wurde härter. »Ich kriege das hin. Man muss Probleme nicht immer mit Geld lösen, wissen Sie?«

»Gut, wie Sie wollen.« Maria räusperte sich. Auf der Suche nach etwas, das die Situation entschärfen würde, fiel ihr Blick wieder auf die Skizzenmappe. »Darf ich einmal hineinschauen?«

Er sah zum Tisch. »Nur zu.«

Maria setzte sich auf einen kleinen Hocker neben der Treppe und schlug die Mappe auf. Skizzenpapier, leichte Maserung. Bleistiftzeichnungen, einige in Kohle, einige mit Tusche. Er hatte ein gutes Auge für Details. Die obersten Skizzen zeigten Schwalben in verschiedenen Posen, allein, in Schwärmen, in einem Turmfenster, in der Hand eines Kindes. Es folgten Architekturskizzen. Mehrere Seiten mit Vorlagen für Wandgemälde, dazu jeweils ein Foto des fertigen Werkes. Er setzte seine Visionen präzise um. Handwerklich meisterhaft. Eines der Fotos erkannte sie sogar: Auf einem Wohnhaus an der Tumblingerstraße prangte ein riesiger Bär, der sich aufrichtete. Daneben eine Skizze einer Marienstatue, den Mund leicht geöffnet, den Blick auf die vorbeieilenden Menschen gerichtet. Am Ende zwei lose Blätter, Bleistiftzeichnung, beide ein Frauengesicht. Joel nahm ihr die Mappe aus der Hand.

»Kleine Fingerübung. Was sagen Sie?«

Marias Blick verharrte auf der Mappe. War sie das auf der Zeichnung gewesen oder ging die

Fantasie mit ihr durch? Sie räusperte sich. »Ich hätte gerne eine Mischung aus Großformaten und mittleren Werken. Mindestens zwei monumentale Stücke, die wir als Zentrum der Ausstellung nutzen können. Die Schwalbe muss vorkommen.«

»Die Schwalbe.«

»Ja. Ich will sie als Leitmotiv. Wir können das ganze Konzept darum bauen.«

»Hm.« Er ging einen Schritt auf sie zu. Maria nahm den Geruch wahr, der ihn umgab, Acryl, Kaffee und darunter dieser ganz bestimmte trockene Duft nach Sonne und Lagerschuppen. Sie zwang sich, weiter ruhig zu atmen. Es war heiß im Raum. Der Lichtbalken des Oberlichts lag jetzt genau zwischen ihnen.

Joel deutete auf ihre Brust. »Haben Sie das mit Absicht gemacht?«

Maria schnappte nach Luft. »Nein!« Sie legte eine Hand vor die Brust und merkte, dass der falsch geknöpfte Knopf aufgesprungen war.

»Gottverdammte!«

Joel sah sie ernst an. »Wenn das hier funktionieren soll«, sagte er langsam, »müssen Sie ehrlich zu mir sein. Lügen mag ich nicht.«

Maria massierte sich den Nasenrücken. »Ich habe einen Bürostuhl auf einen Schreibtisch geworfen und bin an einer der Fußrollen hängen geblieben.«

»Das hat so gekracht, bevor ich geklingelt habe?«

Maria verzog das Gesicht. »Sie hätten vorher anrufen können.«

Er zuckte mit den Schultern. »Hab kein Handy.«

Maria runzelte die Stirn. »Sind Sie in Schwierigkeiten?«

Wieder zuckte er mit den Schultern. »Wie dringend wollen Sie diese Bilder?«

Mit zusammengepressten Lippen starrte sie ihn an. »Nicht so dringend, dass ich die Polizei in meiner Galerie zu Besuch haben möchte.«

Es war ein Schuss ins Blaue, aber sein Gesichtsausdruck bestätigte ihre Befürchtung.

Er sah zum Oberlicht, das wieder diesen Streifen in sein Gesicht malte. »Will ich auch nicht.« Er sah Maria an. »Kann ich aber nicht garantieren.«

Maria starrte ihn an. »Wie alt sind Sie überhaupt?«

»Achtundzwanzig.«

Wieder wurde Maria heiß. Er war viel jünger als sie gedacht hatte. »Und was für Probleme haben Sie mit der Polizei?«

»Noch keine. Aber ... man weiß nie.«

Maria nickte. »Dann sind wir uns einig?«

Joel wirkte verdutzt. »Einig?«

»Sie wohnen hier. Sie arbeiten hier. In fünf Wochen findet die Ausstellung statt. Was danach ist ... sehen wir dann.«

Joel wandte sich ab. »Das ist sehr großzügig.«

»So würde ich das nicht nennen.«

»Wie dann?«

»Verzweifelt.«

Er sah sie an. Ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht. »Da haben wir was gemeinsam.«

Maria prustete.

»Hier.« Joel holte eine Sicherheitsnadel aus seiner Innentasche und verschloss behutsam Marias Bluse.

Sie starrte auf seine Hände, die sie so fürsorglich berührten.

Er sah ihr in die Augen. »Als Dankeschön, dass ich hier wohnen darf.«

Maria atmete flach. »Sicher.« Sie wandte sich ab. »Wollen Sie gleich hierbleiben?«

Er hob seinen Rucksack auf und klemmte die Skizzenmappe unter den Arm. »Ich muss noch ein paar Sachen holen.« Sein Blick ging zur Treppe. »Passt Ihnen morgen?«

Maria nickte nur. Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Bis morgen, Joel.«

Er nahm sie. Seine Haut war trocken, warm, an den Fingerspitzen rauer als im Handinneren, schwielig an den Mittelgliedern. Sie spürte die Berührung gleichzeitig in der Schulter und im Solarplexus. Schnell ließ sie seine Hand los.

»Bis morgen«, sagte er.

Seine Schritte verhallten unten im Hauptraum, während Maria wie versteinert im Zwischengeschoß stand. Sie sah auf ihre Hand, in der seine Wärme noch spürbar war. Hastig wischte sie sie an ihrem Rock ab, als könnte sie so das Flämmchen ersticken, das er in ihrer Brust entfacht hatte.

Das ist rein geschäftlich, sagte sie sich. Eine professionelle Beziehung. Nichts weiter.

Aber als sie nach dem inzwischen geschmolzenen Eiskonfekt in der Küche griff, zitterte ihre Hand so sehr, dass das Eis ihr auf die Schuhe tropfte.

Jetzt weiterlesen!

(auf Amazon)